

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 10

Artikel: Der Wägsten einer : ein treuer Diener seiner Republik
Autor: Baerwart, Theobald
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Wägsten einer

EIN TREUER DIENER
SEINER REPUBLIK

Illustriert von Willy Wenk

Heddy Grün war ein reizendes Mädchen von achtzehn Jahren. Ihr glänzendes, aschblondes, auf dem Köpfchen zu einem kunstvollen Knoten aufgebautes Haar und die mutwilligen, hellblauen Augen verliehen ihr ein ungewöhnlich keekes Aussehen. Rote Wangen und ein feines Adlernäschen trugen das ihre zur Vervollständigung von Heddys Schönheit bei. Ihre Gestalt, von den schmalen, runden Schultern bis zu den zierlichen Füßchen, war die einer Grazie. Was ihr Mündchen mit den kirschroten Lippen plauderte, das klang wie ein silbernes Glöckchen; aber schöner noch, hinreissend war die Sprache ihrer Augen.

Sie las, da sie von Haushaltungssorgen wenig geplagt war, massenhaft Romane, jedoch nur solche, in welchen « sie sich kriegten », wovon sie sich vor Beginn der Lektüre jeweilen dadurch überzeigte, dass sie erst das Ende des Buches durchblätterte; denn Heddy war gutmütig und hatte mit allen unglücklich Liebenden Mitleid.

Nach ihrer gesellschaftlichen Vervollkommnung in einem der feinsten Pensionate Genfs war sie ein Jahr in England gewesen, um sich die Allüren einer Lady anzueignen, und führte eine ausgedehnte Backfischkorrespondenz.

Ihr Papa — die Mama war bald nach ihrer Geburt gestorben —, Christoph



Grün, früherer Inhaber der Firma Christoph de Christoph Grün, Kurzwaren en gros, und jetziger Rentner, beschäftigte sich nur noch mit Politik und war als Mitglied der herrschenden Partei zum Präsidenten des Verwaltungsrates der Kantonalbank gewählt worden.

Als hübsches Mädchen und Tochter eines als reich geltenden Mannes zog Heddy die Aufmerksamkeit der heiratslustigen Männerwelt auf sich, wie die Apfelblüte süssigkeitslüsterne Insekten. Wo sie ging, flatterte und summt es um sie her, und erschien sie an einem Feste, so ward sie zum Mittelpunkt des Flirts.

Aussergewöhnlich kokett war Heddy nicht. Keinem warf sie absichtlich die Schlinge um den Hals, sondern bedauerte jeden, dessen Herz sie durch eine verneinende Antwort auf seine Liebesbeteuerungen brechen musste. Sie gab sich sogar Mühe, jedem klaren Wein einzuschenken, bis schliesslich nur noch zwei Liebhaber übrig blieben, bei welchen ihr die Wahl schwer wurde: Fritz Würgler und Johann Oelmüller.

Cand. jur. Fritz Würgler, der treue Kamerad ihrer Kinderjahre, wohnte in einem kleinen Nachbarhäuschen. Er war der älteste von drei Kindern einer Witwe mit kargem Einkommen. Fritz war nicht hübsch, wenn er auch üppiges, schwarzes Lockenhaar und grosse dunkle Augen sein eigen nannte. Was ihn aber vor andern jungen Leuten auszeichnete, das war seine treuherzige Art. Er war Heddy immer ein braver Helfer gewesen, sowohl bei schwierigen Schulaufgaben als bei Angriffen rauflustiger Jungen, die von der übermütigen Heddy gereizt worden waren.

Der zweite Liebhaber, Johann Oelmüller, Student der Medizin, war innerlich und äusserlich wesentlich anders beschaffen. Er war ein wohlgestalteter Jüngling und hatte weiche, einnehmende Gesichtszüge. Das dunkelblonde Haar war korrekt gescheitelt und umgab in leichten Wellen die schmale, weisse Stirne. Die grauen, wie zu einem fortwährenden Lächeln leicht zugekniffenen Augen blickten freundlich aus dem stets etwas zur Seite geneigten Kopfe. Diese Freundlichkeit verliess die Johann Oelmüller'schen Augen nur dann, wenn ihrem Besitzer das Verständnis für irgend etwas im Leben oder in der Wis-

senschaft ausging. Dann glühten sie in leidenschaftlicher Dummheit, und in diesem Punkte, d. h. in seinen geistigen Fähigkeiten, unterschied er sich am auffallendsten von Fritz Würgler. Während Würgler alles, was Wissenschaft hiess, mit Leichtigkeit erfasste, hätte man mit Johann Oelmüller nicht nur Riegelwände, sondern Granitböschungen einrennen können.

Wie in allen ihren Aeusserungen, so ist die Natur auch in der Verteilung der Geisteskräfte unter die Menschen von reichster Mannigfaltigkeit. Darum gibt es so unendlich viele Abstufungen von Fürsten im Reiche des Geistes bis zum Glückspilz, der sich nicht durch überflüssiges Denken Gesundheit und Leben ruiniert. Die Natur kann aber auch boshaft sein beim Verschenken ihrer Gaben. Sie kann den Grossen in die Welt stellen, ohne ihm die zum Leben unter Menschen nötige Schlaueit mitzugeben, und dem Dümmden kann sie die Gerissenheit des mit allen Wassern gewaschenen Hausierers verleihen. Mit dieser Gerissenheit war Johann Oelmüller reichlich gesegnet. Ihr hatte er es zu verdanken, dass er nicht schon im Gymnasium auf der Strecke geblieben war. Er hatte es immer verstanden, mit dem grossen Haufen zu schlüpfen, war ein Meister gewesen, wenn es galt, sich mit fremden Federn zu schmücken. Gesicht und Gehör hatte er wie eine Katze. Schriftliches und Gedrucktes konnte er auf die grösste Entfernung abschreiben oder ablesen, und Eingeblesenes schnappte er auf, selbst wenn es aus dem hintersten Winkel des Klassenzimmers kam. Auf sich selbst angewiesen stand er aber da, wie die Schildbürger vor dem fensterlosen



„Da wusste er, dass Heddy für ihn verloren war . . .“

Rathause. Verständnis hatte er nicht einmal für die Witze, die sich seine Lehrer hie und da während der Unterrichtsstunde erlaubten und die er nicht wiedergeben konnte, ohne die Pointe zu verhaseln. Daneben

hatte er das Glück, seine Gymnasiastensjahre unter einem gutmütigen und nachsichtigen Rektor zu verleben, dem es schwer fiel, einen Jungen wegen ungenügenden Leistungen aus der Anstalt wegzuweisen.

« Wie viele grosse Männer », pflegte er zu erwidern, wenn sich seine Lehrer über einen Schüler beklagten, « galten in der Schule als nichtsnutzig, faul oder unbegabt! Lieber einmal einen wirklichen Klassenhemmschuh mitschleppen, als sich dem Vorwurfe aussetzen, einen Knaben, der vielleicht von uns nur nicht verstanden wird, der Bildungsmöglichkeit zu berauben. Meine besten Schüler sind in der Mittelmässigkeit untergegangen, während Minderbegabte sich durch eiserne Fleiss eine bedeutende Stellung erkämpften, und träge Schüler später, wenn ihnen die Vernunft kam, den Knopf aufzutun und leichten Schrittes den Weg zur Höhe fanden. Und läuft schliesslich einmal ein wirklich unnützer Kerl mit, so wird ihn das Leben schon an den Platz stellen, an den er gehört. »

Bei diesen letzten Worten, die stets von einem leichten Seufzer begleitet waren, mochte er an Leute vom Schlage Oelmüllers denken.

Wenn nun aber Oelmüller auch dumm war, so war er doch hübsch, und zwar so hübsch, dass Heddy eines Tages zu sich sagte :

« Heddy, wenn Johann ernsthaft um dich wirbt, so heiratest du ihn ! Fritz ist zwar ein lieber, guter Junge, der sein Möglichstes täte, dich glücklich zu machen. Aber Johann wird ebenfalls sein Möglichstes tun, und Johann ist ein schöner Mann, um den alle Mädchen dich beneiden werden, während Fritz klein und mager ist und seine Absätze krumm tritt. Heddy, nimm dein Herz in beide Hände und gib Fritz den Laufpass ! Bis jetzt hat sich dir allerdings noch keiner von den beiden erklärt; aber die verstohlenen Blicke, die dir Fritz immer

wieder nachsendet, und das süsse Lächeln Johanns sagen mir genug ! »

Grün hatte Johanns Vater, den Partegenossen und Bürstenwarenhändler en détail Heinrich Oelmüller, in den Sitzungen des Verwaltungsrates der Kantonalbank kennen gelernt und mit ihm Freundschaft geschlossen. Der alte Oelmüller nannte ein gutes Geschäft sein eigen, lebte jedoch auf etwas zu grossem Fusse und genoss daher nicht viel Kredit bei seinen Mitbürgern, obschon seine Freunde zu Hunderten zählten. Er fehlte weder beim täglichen Kaffeejass im Restaurant Zipf, noch beim Abendschoppen in der Brauerei zum Eckstein, weder an Parteiversammlungen, noch an eidgenössischen, kantonalen und Bezirksschützenfesten. Er war ein wortreicher Stammtischpolitiker und hatte gerade auf diesem Grunde den Weg zum Herzen Christoph Grüns gefunden. Denn Christoph Grün langweilte sich, dass Gott erbarm', seit er sein Geschäft aufgegeben, und da er selbst nicht viele Worte machte, liebte er die Gesellschafter, die ihn zu unterhalten vermochten.

Heddy hatte zum Umgange ihres Vaters mit dem alten Oelmüller zuerst ihr Näschen gerümpft; denn die Grün, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der Stadt ansässig, rechneten sich, trotz der Kurzwaren en gros, zur Aristokratie, während Oelmüllers Bürgerbrief kaum trocken war. Das Näschen glättete sich jedoch sofort, als an der Seite des alten Oelmüllers zum ersten Male der schöne Johann bei ihrem Papa erschien, um an einer Vorbesprechung in Parteiangelegenheiten teilzunehmen.

Sie hatten sich seither oft gesehen und gegenseitig immer grösseren Gefallen an

sich gefunden, als Grün seiner Tochter eines Tages im Wonnemonat ankündigte, er habe den alten Oelmüller mit Frau und Sohn zum Abendessen eingeladen.

«Heute oder nie!» dachte Heddy, ertheilte mit ausgesprochen Grün'scher Würde die nötigen Anweisungen an Köchin und Stubenmagd und begab sich mit ihrem neuesten Roman «Der Mord in den Katakomben» von Pinkus Weisen-grün nach dem Garten.

Ein warmer Regenschauer hatte eben Beete und Sträucher erfrischt, und zwischen schneeweissen Wolkenmassen, die sich wie Baumwollballen am Himmel auftürmten, strahlte aus tiefblauen Lüken die Maiensonne herab. In den schallenden Amselschlag mischten die Spatzen ihr emsiges Piepsen, im Wollen gross, aber im Können weit hinter ihren schwarzen Kameraden zurückbleibend. Die ovale Rasenfläche, welche die Mitte des Gartens einnahm, mit ihren kunstvollen Begonienornamenten, glich einem Sammetteppich, an den Rosenhochstämmchen rund um den Rasen, wie an den sich dem Zaun entlang ziehenden, weithin duftenden Ziersträuchern, hingen noch die in allen Regenbogenfarben schillernden Regentropfen.

Heddy schlenderte langsam auf dem mit reinem, weissen Bruchkies bedeckten Wege nach ihrem Lieblingsplätzchen in der hintersten Gartenecke, unter drei alten, schwarzen Tannen, zwischen deren Gipfeln eine Silberpappel im Sonnenlicht ihre Blätter flimmern liess, als vom benachbarten Gärtchen aus die Zweige eines Haselnußstrauches zurückgebogen wurden und im grünen Rahmen Fritz Würglers Kopf zum Vorschein kam. Es war Heddy, als ob Fritz ihr etwas zu-

gerufen hätte, weshalb sie zu ihm trat. Ein glückliches Lachen verklärte sein bleiches Gesicht. In der Hand hielt er ihr einige Rosen entgegen.

«Grüss Gott, Fritz!» sagte sie, sichtlich verlegen; denn sie hatte an Johann gedacht. «Die Rosen werden doch nicht etwa für mich sein?»

«Für wen denn sonst? Meine Stöcke sind zum Brechen voll.»

Er reichte sie ihr hinüber.

«So schön blühen unsere Rosenbäumchen nie, trotzdem wir fast alle vierzehn Tage den Gärtner haben.»

«Das ist gerade euer Fehler, Heddy. Der Gärtner schneidet viel zu viel daran herum, er macht die Sache zu handwerksmässig. Alle Blumen verlangen Liebe. Sieh, unser Gärtchen ist ein kleines Winkelchen neben dem eurigen, die Wege sind mit grobem Kies bedeckt, und aus meinem Rasen bringe ich das Unkraut nicht mehr heraus, aber an Blumen haben wir eine Uebertulle.»

Heddy steckte ihr Näschen zwischen die Rosen und sog in tiefen Atemzügen den Duft ein.

«Du, Heddy, morgen steige ich ins Examen.»

«Schon? Wirst du's bestehen?»

«Selbstverständlich!»

«Was gedenkst du dann anzufangen?»

«Ich habe eine Stelle im kantonalen Sanitätsdepartement in Aussicht.»

Heddy blickte ihn erstaunt an, und ihr Erstaunen verwandelte sich in grosses Mitleid, als sie entgegnete:

«Beamter willst du werden? Ich begreife dich nicht. Du sprachst doch früher davon, dich als Anwalt zu etablieren? Als Beamter hast du ja keine Zukunft.»

Was Heddy damit aussprach, war die Meinung weiter Kreise der Stadt, in welcher der Beamte wenig oder nichts galt. Die erste Rolle spielten die Vertreter von Handel und Industrie, und erst lange nach ihnen folgten die Beamten vom Regierungsrat bis zum Stadtpolizisten. Weniger als sie galten nur noch die Kesselflicker und die Künstler. Fritz Würbler kannte dieses Urteil und begriff Heddys Mitleid. Er errötete leicht und senkte traurig seine Blicke, als er, sich entschuldigend, bemerkte:

«Ich kann meiner Mutter nicht länger zur Last fallen. Als Anwalt ohne Praxis aber wäre das unvermeidlich. Ich hoffe übrigens, dass ich auch als Beamter, wenn ich meine Pflicht erfülle, eine bescheidene Zukunft haben werde.»

Heddy zuckte die Achseln.

«Bescheiden, das ist es ja eben! — Schade für dich. Ich dachte mir immer, du würdest Anwalt. Papa hätte dich gerne in seiner Partei gesehen. Eine grosse Praxis oder eine Richterstelle wäre dir dann sicher gewesen.»

Fritz erhob verwundert den Kopf und sah Heddy voll ins Gesicht.

«In die Partei deines Vaters sollte ich eintreten, weil sie am Ruder ist? Wenn du das von mir erwartet hast, hast du dich in mir geirrt. Wer so etwas tut, ist ein Charlatan. Ich habe noch nicht Partei ergriffen; wenn es aber geschieht, so lasse ich mich nur von meiner Ueberzeugung leiten. Das politische Strebertum ist der Fluch der Demokratie.»

«Um Gotteswillen, wie pathetisch! Afen, ich wünsche dir recht viel Glück!»

Sie reichte ihm ihr weiches, weisses Patschhändchen über den Zaun und ging trällernd davon, herzlich froh, einen ar-

tigen Grund für ihre Absage an Fritz gefunden zu haben. Damit war er für sie aus Abschied und Traktanden. So sagte sie wenigstens, wenn sie sich auch nicht ganz wohl dabei fühlte. Ihr eigenes Glück aber, so suchte sie sich einzureden, gehe allen sentimentalcn Regungen vor. Mit dem Gehalte eines Beamten könne sie bei ihren Lebensgewohnheiten einen Haushalt nicht führen. Und wenn es dann einmal an allem mangle, so sei es auch mit dem ehelichen Glücke aus und vorbei. Der Mann werfe der Frau ihre grossen Ausgaben und die Frau dem Manne sein geringes Einkommen vor.

Sie setzte sich an ihren Pinkus Weisengrün, Fritzens Rosen neben sich legend. Doch der «Mord in den Katakomben» vermochte sie heute nicht zu fesseln. Ihre Gedanken entfernten sich immer weiter von den Katakomben und brummtcn und summtcn in ihrem Köpfchen wie ein aufgeregter Bienenschwarm. Immer wieder sah sie sich im Geiste dem niedergeschlagen am Gartenzaun stehenden Fritz gegenüber, bis es ihr schliesslich zu bunt ward und sie, mit ihrem Füsschen heftig den Schemel beiseite stossend, ihren Pinkus Weisengrün unter den Arm schob und nach Hause schritt, um bei den Vorbereitungen für den Abend mitzuhelfen und dabei die grossen, traurigen Augen Fritzens zu vergessen. Aber erst das Erscheinen Johann Oelmüllers mit seinem sanften, süssen Lächeln, mit seiner sammetweichen Stimme und seinem siegesbewussten Schritte machte ihren letzten Gewissensbissen den Garaus.

Zwar Johann Oelmüller war mit seinen Studien bei weitem nicht zu Ende. Heddy sah jedoch mit Sicherheit voraus, dass

er als stadtbekannter Sohn eines stadtbekannten Vaters, ein vielbeschäftigter Arzt mit grossem Einkommen und eigenem Automobil werden musste, abgesehen davon, dass er eben auch äusserlich vielmehr vorstellte, als der unscheinbare, schüchterne Fritz.

Johann war heute ausnehmend gut aufgelegt, und als er zwischen Dessert und schwarzem Kaffee mit Heddy einen kurzen Gang im Garten machte, ging er zum Angriff über und legte ihr sein Herz zu Füssen. Heddy schlug die Augen nieder, lispelte ihr Ja und nahm einen Kuss in Empfang. Der Rest sollte zwischen den Vätern geregelt werden. Pressant war's ja nicht, da Johann noch nicht einmal das erste propädeutische Examen gemacht hatte. Einstweilen schüttelten sich die Alten gegenseitig die Hände, gratulierten den Jungen und machten Zukunftspläne, die alle auf die ungeahnt grossartige Stellung des Doktors der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe Johann Oelmüller hinausliefen, d. h. Oelmüller senior, Bürstenwaren en détail, machte die Pläne und Christoph de Christoph Grün, Kurzwaren en gros, genehmigte sie mit überlegenem Lächeln.

Fritz Würgler war am Nachmittag noch lange, schmerzlich enttäuscht, in seinem Gärtchen stehen geblieben. Er konnte es nicht fassen, dass alles zu Ende und seine Hoffnung vernichtet sei, dass schwarze Wetterwolken das Morgenrot seiner ersten und einzigen Liebe verhüllen sollten. Als er jedoch abends die Familie Oelmüller bei Grüns eintreten sah, und vollends als er, noch in mond heller Nacht am offenen Fenster seines Zimmers sitzend, das Flüstern und Kosen der beiden Verliebten vernahm, da

wusste er, dass Heddy für ihn verloren war. Es ward ihm in der Brust, als ob er hungerte, und dicke, heisse Tränen kugelten über sein hageres Gesicht. So sass er stille, bis nebenan die Gläser fröhlich klirrten und die überlaute Stimme des alten Oelmüller ihre « Prost! » in die Nacht hinaus trompetete. Dann schloss er sein Fenster und begab sich zu Bette. Den Schlaf fand er nicht, aber den harten Entschluss, zu vergessen, was geschehen war, und die Blicke vorwärts zu richten, Heddy nichts nachzutragen, aber jede Erinnerung an sie auszulöschen.

Als er sich am nächsten Morgen zum Gange nach der Universität bereit machte, musste er alle seine Tatkraft zusammennehmen. Er tat es und bestand sein Doktorexamen glänzend.

II.

Ein Jahr war vorübergegangen.

Johann Oelmüller ging unruhig in seiner Bude auf und ab. Zum zweiten Male war er im ersten Propaedeuticum durchgefallen, trotzdem er schon im achten Semester stand. Vorwürfe konnte er sich keine machen; denn er hatte seine Zeit gewiss nicht verbummelt. Zwar am Abendschoppen seiner Verbindung fehlte er nie; aber seine Vorlesungen besuchte er mit nachahmenswerter Regelmässigkeit. Wenn es also irgendwo haperte, so lag es nicht an seinem festen Willen. Er suchte mit dem ganzen Aufwand an Oelmüller'scher Geriebenheit, einer Familieneigenschaft, die es seinem Vater ermöglichte, jahraus, jahrein Fiber für Schweinsborsten zu verkaufen, herauszufinden, wem die Schuld an seinem Misserfolg beigemessen werden musste,

und er fand es schliesslich heraus: Es handelte sich um nichts mehr und nichts weniger als um einen Verstoss gegen die Bundesverfassung, um einen schamlosen Versuch, seine Glaubens- und Gewissensfreiheit zu unterdrücken! Seine Examinatoren gehörten nämlich durchwegs einer anderen politischen Partei, der schwärzesten Reaktion an. Jetzt wurde ihm mit einem Male verschiedenes begreiflich. Darum das höhnische Lächeln der Professoren, wenn sie in Botanik, Zoologie, Physik und Chemie gerade an ihn die schwierigsten Fragen richteten. Alles andere hätte er gewusst; nur gerade das, worüber sie ihn fragten, war ihm entfallen. Ein Licht ging ihm auf wie die grösste Bogenlampe, wie der Mond, ja wie die Sonne. Einen so gewandten politischen Gegner, wie ihn, den Johann Oelmüller, würde man niemals auch nur durch ein propädeutisches, geschweige denn durch das Staatsexamen ziehen lassen.

Er warf einen wehmütigen Blick auf seinen wackeligen, bei jeder Berührung ächzenden Schreibtisch, auf welchem die in Büchern und Heften aufgestapelte medizinische Gelehrsamkeit schlummerte. Ein dicker, blaugrauer Qualm aus seiner Weber-Rio Grande-BC umquoll sein Haupt, und in einem vom Dienstmädchen herbeigebrachten Glase braungoldenen Bieres sank allmählich der Schaum in sein Nichts zurück. Oelmüller ergriff das Glas, trank es mit mächtigem Zuge aus und setzte sein Aufundnieder heftig fort. Die tannenen Bretter des Fussbodens bogen sich wehklagend unter seinen Füßen.

Eine Stunde mochte er hin und her gewandert sein, als er zufällig vor dem

halbblinden Spiegel über seinem Waschtische stehen blieb. Er war schon als Kind äusserst aufgeklärt gewesen und hatte nie an Märchen, somit auch nicht an den sprechenden Spiegel von Sneewittchens Stiefmutter geglaubt. Heute aber schien es ihm doch, als ob ihm sein Spiegel etwas zu sagen hätte. Trotz der halben Blindheit warf er ihm nämlich ein sehr sympathisches Bild zurück und löste in ihm einen grossen, unbezahlbaren Gedanken aus. Johann Oelmüller musste sich beim Anblick seines Spiegelbildes sagen, dass für so einen hübschen Kerl, wie er, in einer einigermaßen tauglichen Republik unbedingt ein geeigneter Platz vorhanden sein müsse, namentlich für den Sohn eines Vaters, welcher der herrschenden Partei angehörte, für den Sohn des Bürstenwarenhändlers Heinrich Oelmüller.

Am gleichen Tage noch zog Johann seinen Vater ins Vertrauen, indem er sich als verfolgte Unschuld ausgab. Eine andere Fakultät wählen könne er nach acht Semestern nicht mehr, abgesehen davon, dass die philosophische Fakultät überlaufen sei, dass er die juristische Laufbahn als Wahrheitsfanatiker nicht wohl einschlagen könne und dass die Theologie seinem Freidenkertum verschlossen bleibe. Er wolle Beamter werden und nehme an, seine Vorstudien genügten, ihm eine höhere Stellung im Staatsdienste zu verschaffen. Der Vater glaubte den gebrauchten Vorwand wörtlich, schon weil ein Vater — wegen allfälliger Rückschlüsse — in seinem eigenen Fleisch und Blut nicht gerne einen Esel sieht und unterbreitete den Fall seinem Freunde Dr. Kleber, gewesenem Arzte, nunmehrigen Regierungsrat und

Vorsteher des kantonalen Sanitätsdepartementes, einem netten alten Herrn, der aller Welt zu gefallen suchte und sein Leben lang auf beiden Schultern Wasser getragen hatte. Kleber war bereit, Johann als Kanzlisten in seinem Departement unterzubringen, riet aber dem alten Oelmüller, seinen Sohn noch zwei bis drei Semester nationalökonomische Studien treiben zu lassen, weil das für sein Vorwärtkommen von grossem Werte sei. Johann befolgte den Rat und belegte massenhaft Vorlesungen.

Aber wichtiger als all das war für ihn die Frage: Wie bringe ich Heddy meinen Berufswechsel — er nannte sein Fiasko « Berufswechsel » — möglichst schonend bei? Sie hatte alle ihre Hoffnungen so fest auf den zukünftigen Arzt gegründet.

Zaghaftigkeit hatte man Johann nie vorwerfen können, und er war auch Heddy gegenüber nicht zaghaft. Im Tone der Selbstverständlichkeit machte er sie mit der Aenderung in seinen Zukunftsplänen bekannt.

Im ersten Augenblick erschrak Heddy. Sie hatte das Gefühl, als müsste sie einen Pantoffelzapfen verschlucken; denn es war schwer, sehr schwer, nicht nur auf den Arzt, sondern auch auf die « Frau Doktor », die sie mit Fritz Würgeler so billig hätte haben können, und auf das Automobil verzichten zu müssen. Johann wusste sie jedoch mit andern herrlichen Aussichten an der Klippe vorüber zu steuern. Es handle sich bei seiner Betätigung als Beamter nur um ein vorübergehendes Stadium. Bei seiner allgemeinen Bildung werde er rasch die höchsten Stufen im Staate erklimmen. Nicht umsonst sei er einer der fähigsten

Köpfe der Partei. Heddy war nicht untröstlich und verzichtete an seiner stolzen Brust auf alle medizinischen Hoffnungen.

Mit grösserem Eifer als je eilte Johann zur Universität. Ueber den Wechsel im Studium liess er bei seinen Bekannten nur dunkle Andeutungen fallen. Er munkelte etwas von einer « Berufung » oder von einem « höheren Amte », dem er die medizinische Karriere opfern müsse. Während er früher seine Kollegienhefte für den Gang nach der Universität in die Rocktasche gesteckt hatte, verschaffte er sich nun eine gelblederne Aktenmappe und trug sie mit einer Miene durch die Strasse, als ob er mit ihrem Inhalt alle sieben schweizerischen Bundesräte aus dem Sattel heben könnte. Mit seinen Freunden, soweit sie ihm nichts nützen konnten, sprach er nur noch das Notwendigste. In den Vorlesungen schrieb er eifrig nach, lächelte hie und da dem Professor beifällig zu und unterstrich mit kratzenden Federstrichen einen Teil seiner Notizen. Im staatswissenschaftlichen Seminar kündigte er einen Vortrag an über die « wirtschaftlichen Folgen der Nationalisierung der englischen Bergwerke », liess dann aber im entscheidenden Augenblicke das Thema fallen mit der Begründung, seine Absicht sei in London missverstanden worden und habe zu einer diplomatischen Intervention Englands in Bern Anlass gegeben. Er änderte daher sein Vortragsthema und sprach über die schweizerische Viehzucht mit besonderer Berücksichtigung der Simmentaler Rasse, wozu er den Text Wort für Wort aus einer wenig bekannten landwirtschaftlichen Zeitschrift abgeschrieben hatte.

Im übrigen blieb ihm die Staatswissenschaft ein Buch mit sieben Siegeln, wie es die Medizin gewesen war. Er atmete daher mächtig auf, als ihm

nach Verfluss von zwei Semestern das kantonale Sanitätsdepartement mitteilte, er sei zu seinem Kanzlisten gewählt worden.

By permission of the P. F. Volland Company



EINE SOMMERLICHE GRAUSAMKEIT